Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 29 (1946)
Heft: 1

Artikel: Und dräut der Winter noch so sehr : Sonnwend-Ansprache von Ernst Brauchlin, Zürich

Autor: Brauchlin, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-409615

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AARAU, den 1. Januar 1946 29. Jahrgang — Nr. 1

der FREIdenker

ORGAN
DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmäßig am 1. jeden Monats

Redaktion: TRANSITFACH 541, BERN — Abonnementspreis jährlich Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—). Sämtliche Adreßänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle der F. V. S., Postfach 2141 Zürich-Hauptbahnhof. - Postcheckkonto VIII 26074 Zürich

Inhalt: Und dräut der Winter noch so sehr... - Symmetrie - Nach dem Kriege - Professor Theodor Hartwig - Mitteilung des Hauptvorstandes - Ortsgruppen - Hall und Widerhall

Die Religion hat die Menschheit immer auf falsche Wege geführt.

Francisco Ferrer.

Und dräut der Winter noch so sehr...

Sonnwend-Ansprache von Ernst Brauchlin, Zürich

Meine lieben Gesinnungsfreunde!

Zunächst muß ich Ihr Denken um dreißig Jahre zurückführen. Sinnverwirrt durch die gleißnerische Parole, daß sie für König, Gott und Vaterland zu kämpfen hätten, zogen die Völker in den Krieg mit Waffen, die die Kirche gesegnet hatte. Ergriffen von der kriegerisch-patriotischen Hurrastimmung, nannten die Freidenker drüben überm Rhein in den Spalten ihres Blattes, das damals auch unser Verständigungsorgan war, das Schlachtfeld das Feld der Ehre. Da konnten wir nicht mehr mitmachen, und es standen einige Mitglieder des damaligen Deutschschweizerischen Freidenkerbundes zusammen und gründeten, um wenigstens auf unserm engbegrenzten Gebiet die freigeistige Bewegung wach und rein zu erhalten, den «Schweizer Freidenker». Am 1. März 1915 erschien dessen erste Nummer. Es gebührt sich, daß wir heute, nach dreißig Jahren, dessen gedenken, denn diese Gründung gab den ersten Anstoß zur Bildung der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz, als deren Glied wir heute Sonnenwende feiern.

Von den dreißig Jahren, die seither verflossen sind, waren zehn Kriegsjahre und die übrigen zwanzig zum großen Teil verdüstert von den Nachwehen des ersten oder von den Vorwehen des zweiten Weltkrieges. An den Sonnwendfeiern dieser langen Zeit mußte man die Sonnenwende stets als das Sinnbild einer *Hoffnung* darstellen. Man hatte nie Gelegenheit, sie als Symbol einer gegenwärtigen *Erfüllung* zu begrüßen. Und es war nicht immer leicht, der Ansprache einen Inhalt zu geben, der der Wahrheit gerecht wurde und zugleich eine erhebende Wirkung hatte. Eine solche sollte zwar von der Wahrheit selber ausgehen. Allein die Menschheit hat den Idealzustand, in die Wahrheit über sie und die Lebensverhältnisse beglücken könnte, noch nicht erreicht.

Oder kann man heute aus einer glückerfüllten Gegenwart heraus sagen: «Es *ist* Sonnenwende», da der Krieg nun wirklich vorbei ist, dessen Ende wir an früheren Feiern als Sonnenwende darstellten? Können wir jubeln: «Der große Tag der Erlösung ist da?»

Nein, das können wir nicht. Wohl ist der Krieg vorbei, es herrscht Ruhe. Allein es ist nicht die heitere Ruhe, die an einem vollkommen schönen Sommertag über dem goldenen Kornfeld und über der Wiese mit den Fruchtbäumen liegt, in der man das unendliche Reifen um sich her zu spüren glaubt.

Sondern es ist die Ruhe des Krankenzimmers. Die Krise ist überwunden, das Fieber hat sich gelegt, der Kranke schlummert. Allein man weiß nicht, ist es ein Schlummer aus *Ermattung*, dem, sobald diese überwunden ist, wieder das wilde Fieber folgt, in dem der Kranke gegen sich selber und gegen alles rast, was in seinen Bereich kommt, — oder ist der Schlummer das erste Zeichen der *Gesundung*. Man wagt sich noch nicht zu freuen; man geht leise und scheu umher und wirft einander fragende, zweifelnde Blicke zu.

Ja, sind wir in der Betrachtung der «Ruhe» in der Welt, die ja nur eine Waffenruhe ist, nicht noch schlimmer dran als diese Beobachter und Betreuer des Kranken?

Der Himmel ist nach dem Gewitter nicht heiter geworden; es wetterleuchtet an allen Ecken und Enden. Es liegt eine Schwüle in der Luft, die einen nicht frei aufatmen läßt. Den sogenannten Großen, in deren Händen das Völkerschicksal liegt, scheint es weniger um die Schaffung eines dauernden, die Menschheit von einem ungeheuern Druck befreienden Friedens zu tun zu sein, als um Vorteile für ihren Staat, um Erhaltung, Sicherung und Mehrung der Macht, des Besitzes, der kriegerischen Ueberlegenheit. Die Staaten gleichen noch immer Raubtieren, die einander mißtrauisch umschleichen, um gegenseitig für einen allfälligen Kampf die schwächste Stelle des Gegners auszuspüren.

Hat es unter diesen Umständen einen Sinn, Sonnenwende zu feiern und dabei das beglückende Naturgeschehen sinnbildlich auf das Menschliche zu übertragen, als ob es auch hierin glückliche Wandlungen aus Winternacht und Winterkälte zu lenzlicher Sonnenhelle und Wärme gäbe? Ist der Glaube an eine bessere Zukunft berechtigt, wenn man feststellen muß, daß der zweite Weltkrieg, gegen den alle frühern Kriege als noch

Hauptvorstand,
Geschäftsstelle und Redaktion
entbieten den Lesern
die besten

Glückwünsche zum Jahreswechsel

einigermaßen denkbare Ausschreitungen der blonden Bestie Mensch erscheinen, auf dieselben Antriebe: Herrschsucht, Habgier, Neid, Haß, und auf dieselben tierischen Instinkte zurückzuführen sind wie je und je?

Gesinnungsfreunde, ich bejahe diese Frage, bejahe sie aus tiefer Ueberzeugung trotz allem, was dagegen spricht, und es spricht sehr viel dagegen: die Millionen hingemordeter Menschen, die Ruinen zahlloser Heimstätten, die unabsehbaren Züge der Vertriebenen und Heimatlosen, das Elend und der Jammer rings um uns her.

Trotzdem, ich glaube an eine bessere Zukunft, ich glaube an den Menschen, an einen ethischen Aufstieg, der sich in der Zurückdrängung des aus der Selbstsucht gebornen Elends, in der Annäherung an eine Gesellschaftsordnung unter dem Wahrzeichen des *Füreinanderlebens* zeigen wird. Und es ist kein blinder Glaube; er stützt sich auf Tatsachen, aber auf solche, die nicht so offenkundig zutage treten wie die andern, die der Verzweiflung am Menschen recht zu geben scheinen.

Vor allem macht uns die Tatsache irre am Menschen, daß fast alles, was der erfindungsreiche Geist erschafft, sich feindselig und verderblich gegen den Menschen kehrt. Wir bewundern die technischen Errungenschaften und müssen sie bald verfluchen, weil sie, zum Guten erschaffen, dem Bösen dienstbar gemacht werden, ihr Für-uns ins Gegen-uns verfälscht und umgebogen wird. Und wir gewinnen den Eindruck: Das, was wir Fortschritt nennen, bringt uns nicht vorwärts, sondern wirft uns ein- über das anderemal in den Zustand der Barbarei zurück.

Dasselbe entmutigende Bild rollt sich vor uns auf bei der Betrachtung der Ereignisreihe, die wir die Weltgeschichte nennen: Krieg, nichts als Krieg; die Völker zerfleischen sich, um die Launen, die Begierden, den Machthunger derer zu befriedigen, die sich zu ihren Herrschern aufgeworfen haben, heute wie vor zehntausend Jahren.

Und abermals die Frage: Hat es einen Sinn, von Sonnenwenden im Menschenleben zu sprechen? Und abermals die Antwort: *Ja!* Denn weder machen die technischen Errungenschaften noch die sogenannte Weltgeschichte die Gesamtgeschichte der Völker und der Menschheit aus. Außerdem begibt sich auch anderes; nur achtet man darauf weniger, weil es weniger auffällig in Erscheinung tritt.

Nehmen wir die Natur als Gleichnis: Wir achten der Stürme, die über die Erde hinbrausen, der zündenden Blitze, der niederstürzenden Lawinen, — wir bewundern die gleißenden Firnen des Hochgebirges, die tosenden Wasserfälle, die Majestät des rauschenden Hochwalds, und vergessen dabei den unendlichen Reichtum an *Lebenskeimen*, den die Erde birgt, der in unmerkbar stillem, langsamem Wachstum zum Lichte drängt und uns zu seiner Zeit zum Segen wird.

Also liegt auch im Acker des Menschheitslebens unendlich viel Gutes verborgen, das dem Lichte zustrebt, langsam zwar, so langsam, daß wir es der kurzen Sicht, die wir in unserm engbegrenzten Leben haben, oft kaum gewahren. In der Ungeduld unseres Herzens, in unserm natürlichen Glücksverlangen möchten wir Erfüllungen erleben: wir sehnen uns nach Vollkommenheit, und wir übersehen in dieser drängenden Begierde das gegenwärtige stille Werden des Guten, wir überhören es im Lärm der großen, welterschütternden Ereignisse. Und wir urteilen: Es geht nicht vorwärts, die Menschheit bleibt stets auf dem gleichen Fleck, es gibt keine Sonnenwende im Menschheitsleben.

Aber auf dem Grunde des lauten, geschäftigen Stromes, auf dessen Oberfläche so enttäuschend viel Abraum und Unrat an menschlichen Schwächen und Bosheiten treibt, rollen ungesehen, unbeachtet, *Goldkörner* mit, ihrer eine Menge, immer und immer. Ich meine damit das Wohltun, das Liebeerweisen, das gegenseitige Helfen im sogenannten kleinen Leben, von Mensch zu Mensch, und ich meine damit auch das geistige und sittliche Streben des einzelnen für sich und für die Gemeinschaft und das Streben nach dem Guten in der Erziehung. Wie vielen ernsten, wohlgesinnten Menschen mit gesunden Lebens-

Hall und Widerhall

Der neue Bischof von Lausanne-Genf-Fribourg

Zum neuen Bischof von Fribourg ernannte der Papst, an Stelle des vor einigen Monaten verstorbenen Monsignore Marius Besson, Mgr. *Franziskus Charrière*. Die «Schweizerische Kirchenzeitung», Nr. 44, vom 1. November, begrüßt den Neugewählten, beschreibt seinen Werdegang und seine «erstaunlich vielseitige Tätigkeit». So schreibt sie u. a.: «Seine persönliche Schöpfung ist das Oeuvre de St-Julien zur Betreuung der Akademiker und Theologen aus dem Fernosten, von China, Japan, Indien. In den 18 Jahren von dessen Bestehen hat Kanonikus Charrière dafür nicht weniger als 420 000 Franken aufgebracht unter viel Mühen und Sorgen. Er ist also auch ein gewiegter Finanzmann; schon als Vikar in Lausanne hatte er zugunsten des dortigen Arbeitervereins eine Konsumgenossenschaft ‚Concordia' gegründet.»

Ein gewiegter Finanzmann — wie es das Geschäft erfordert. 420 000 Franken in 18 Jahren, das ist eine erstaunliche Leistung, wenn man bedenkt, für was in der katholischen Kirche nicht alles gesammelt wird. «Aufgebracht unter viel Mühen und Sorgen», das ist gut. Wer hat das Geld gegeben? Doch wohl die Gläubigen, die es sich unter noch weit größeren Mühen und Sorgen abgespart haben. Aber davon ist in der Kirchenzeitung nichts zu lesen. D.

Konfessionelles aus dem Aargau

In der «Politischen Rundschau», Heft 10, vom Oktober 1945, veröffentlicht Dr. G. A. Frey eine interessante statistische Zusammenstellung über «Die konfessionelle Entwicklung des Aargauer Volkes von 1850—1941». Wir möchten die Aargauer Gesinnungsfreunde auf diese kurze, aber aufschlußreiche Arbeit aufmerksam machen.

Entsprechend der Aufgabe, die sich der Verfasser stellt, ist der Aargau in den protestantischen Altbernischen mit den Bezirken Aarau, Brugg, Kulm, Lenzburg und Zofingen, sowie den katholischen Teil mit den Bezirken Baden, Bremgarten, Laufenburg, Muri, Rheinfelden und Zurzach geteilt. Auf die Einzelheiten können wir in diesem Zusammenhange nicht eingehen. Wir begnügen uns mit folgender Zusammenstellung, die wir anhand der Zahlen anfertigen.

Katholischer Kantonsteil.

Jahr	Protest.	Röm-kath.	Christ-kath.	Israel.	Konf.-lose
1850	6 388	89 282	—	154	—
1941	32 007	93 260	4 469	503	623

Protestantischer Teil.

Jahr	Protest.	Röm-kath.	Christ-kath.	Israel.	Konf.-lose
1850	100 817	1 814	—	18	—
1941	124 295	13 743	795	121	648
Total:					
1941	156 302	107 003	5 264	624	1 271

grundsätzen begegnet man nicht im Leben, gerade in der schlichten, unverbildeten, arbeitsfreudigen Bevölkerung! Ohne die Begriffe Religion, Staat, Rasse, Nation, das heißt ohne die religiöse und patriotische Ueberheblichkeit, womit von den Machtsüchtigen geistlicher und weltlicher Herkunft das klare, gute Denken der Menschen betäubt und verdreht wird, würde es den wenigsten einfallen, mit der Waffe in der Hand gegen andere Menschen loszuziehen, um sie zu töten. Wir alle wollen leben, arbeiten, uns freuen, unsere guten Kräfte einsetzen, und wir gönnen auch dem andern seine Arbeit, seine Freude, seine Erfolge. Der Grundsatz «Leben und leben lassen» ist uns selbstverständlich und natürlich, und nicht angelernt.

Und bleiben wir nur um ein kurzes Stück in der Zeit zurück, so müsesn wir erkennen, daß die bauende und vorwärtsdrängende Doppelkraft, die alles hervorbringt, was gut und schön und edel ist, im stillen stets am Werke war und ist und vieles geschaffen hat, das unser Leben doch fühlbar über das früherer Geschlechter erhebt, so unvollkommen und leidvoll auch das unsrige noch ist: die Doppelkraft in Wechselwirkung *Geist* und *Gemüt*, oder wie man auch sagen könnte: *Vernunft* und *Liebe*.

Und man muß schon sagen: Dieser Grundstrom von Geist und Gemüt hat gerade in den letzten 100 bis 150 Jahren im geistigen und im humanitär-sozialen Zustand der menschlichen Gesellschaft und im Sinne der Befreiung gewaltige Wandlungen erzeugt. Es ist nicht wahr, daß Fortschritte nur auf technischem Gebiete erzielt worden sind; bloß achtet man mehr auf diese, weil sie stärker ins Auge fallen. Doch das Gesagte muß durch einige Beispiele belegt werden:

Denken wir einen Augenblick an den Zustand der *Volksbildung* vor 150 Jahren, als Lesen und Schreiben noch so ziemlich ein Vorrecht der Wohlhabenden war. In der *Schule*, wo der bildungslose Lehrer mehr ein Prügelmeister als ein Meister der Schule im pädagogischen Sinne war, herrscht schlimmste Geistesverödung durch mechanische Auswendiglernerei unverstandenen religiösen Stoffes. Welch ein Unterschied zum heutigen Zustand der Schule, der heutigen allgemeinen Volksbildung und den jedermann leicht zugänglichen Bildungsgelegenheiten!

Welch ein Umschwung hat sich seit der Zeit Pestalozzis, dessen 200. Geburtstag wir in Kürze feiern, vollzogen im Verhalten des Staates und der menschlichen Gesellschaft innerhalb des Staates zu den *Armen, Hilflosen, Elenden!* Damals die monatlichen unbeschreiblich rohen Betteljagden auf alte, obdachlose, arbeitslose, zum Betteln gezwungene Menschen und verwahrloste Kinder, Ausstoßung der mit ansteckenden Krankheiten Behafteten, — heute weitumfassende *Fürsorge* und *Pflege!* Wir stehen hart vor der Einführung der Alters- und Hinterbliebenenversicherung. Und wenn sie auch noch manchen gerechtfertigten Wunsch unerfüllt läßt, so legt sie doch Zeugnis ab davon, daß der *humanitäre Geist* gegen die staatliche und bürgerliche egoistische Engherzigkeit und Verschlossenheit siegreich aufgekommen ist.

Die *Zucht unter der Rute* hat sich zur Erziehung *durch Güte* gewandelt; das Ziel der Erziehung ist nicht mehr der blinde Gehorsam, sondern der Mensch, der sich selber zu führen vermag und Freiheit als Verantwortlichkeit erkennt.

Dem Leben der *Geistesschwachen*, der körperlich Behinderten und Mißbildeten, wie Taubstummen und Krüppelhaften, die früher erbarmungslos der Verachtung und dem Spott ausgesetzt waren, sucht man heute Sinn und Inhalt zu geben, indem man sie nach Maßgabe ihrer schwachen Kräfte zu einer bescheidenen Arbeitsleistung erzieht. Anstatt sie aus der menschlichen Gesellschaft auszuschließen, wie es früher geschah, baut man sie in diese ein. Der Geist Pestalozzis hat sich durchgerungen. *Er* bedeutet Sonnenwende. *Wir* genießen die größere Helle und Wärme des höher gestiegenen Gestirns *Menschlichkeit.*

Dieser Nummer

liegt ein Einzahlungsschein bei zur Erneuerung des Abonnements für Mitglieder und Abonnenten. Wir bitten Sie, sich dieses Einzahlungsscheines zu bedienen und uns durch prompte Ueberweisung Arbeit zu ersparen. Sich selbst ersparen Sie dadurch Nachnahmespesen, denn Abonnementsbeträge, die bis zum 15. Januar dieses Jahres nicht eingehen, werden durch die Post erhoben.

Zürich, den 1. Januar 1946. *Die Geschäftsstelle.*

Gemeinderatswahlen in Oftringen

Im «Zofinger Tagbl.», Nr. 58, vom 2. Nov. 1945, haben «Kirchliche Wähler» ein sprechendes Inserat erscheinen lassen, das wir unsern Lesern nicht vorenthalten möchten:

«Warum geben wir unsere Stimme dem von der sozialdemokratischen Partei vorgeschlagenen Herrn Jakob Geißmann als Gemeinderat *nicht? Weil er aus der Reformierten Landeskirche ausgetreten ist. Unsere Behörde braucht keine Freidenker, sondern Männer mit überzeugter christlicher Gesinnung.*» (Auszeichnung von uns.)

Kommentar überflüssig!

Eine Macht im Kampf gegen die christliche Kultur

In der «Schweizerischen Kirchen-Zeitung» Nr. 27, vom 5. Juli 1945, jammert Dr. Josef Meier, ein Unbekannter aus geistlichem Stande, über die Gefahren der Büchergilde Gutenberg. Zur Illustration der Gefahr, in der sich die «christliche Kultur» befindet, bringt er als Beleg einige Zahlen aus dem letzten Jahresbericht der Büchergilde:

Mitglieder: 1934: 6000, 1944: 86 831. Innerhalb der ersten zehn Jahre des Bestehens ist die Mitgliederzahl um rund 80 000 angewachsen.

Umsatz: 1943: 1 862 541 Fr., 1944: 2 260 753 Fr.

Produktion: 1933—1944 wurden 2 255 844 Bücher hergestellt, von denen 1 876 057 Exemplare verkauft wurden.

«Man überlege», so schreibt der geistliche Herr, «welchen Einfluß fast zwei Millionen Gildenbücher auf die Dauer auszuüben vermögen.» Denn diese Bücher werden — oh Schreck, oh Schreck — auch in katholischen Kreisen verbreitet. Diese Tatsache jagt den Katholiken den Schreck in die Beine, denn diese Literatur dient direkt oder indirekt der *sozialistischen Kulturrichtung.*

«Leider haben wir Katholiken», so jammert der geistliche Herr weiter, «diese Gefahr nicht mit der nötigen Energie durch positive Leistung bekämpft.» Bereits 1860 habe Theodosius Florentini eine katholische Buchgemeinschaft gegründet, die aber vernachlässigt wurde, bis zum Jahre 1942, als sie vom «Schweiz. katholischen Volksverein erneuert und zur Schweizer Volks-Buchgemeinde ausgebaut wurde». Heute, 1945, zähle sie schon 8000 Mitglieder.

Wir wünschen den Katholiken in der Bekämpfung der *Kulturgefahr* den besten Erfolg! Wenn von sämtlichen Kanzeln für die Schweiz. Volks-Buchgemeinde geworben wird und Himmel oder Hölle zum Preise stehen, dann wird sich auch in katholischen Kreisen noch ein Geschäft machen lassen. Die Voraussetzungen sind sogar da, daß man noch billiger liefern kann als die Büchergilde Gutenberg, wo man doch in den katholischen Druckereien wie Canisiuswerk usw., neben dem Papier nur noch eine Hungersuppe in die Rechnung stellen muß. Die Frage bleibt bloß, ob sich die Katholiken weiter mit Heiligengeschichten und andern Selbstbeweihräucherungen zufrieden geben werden. Wir zweifeln, denn allmählich beginnt es auch im katholischen Lager zu tagen. Der Lärm und

Dieselbe Humanisierung hat sich im *Gerichtswesen* vollzogen. Noch vor 163 Jahren wurde in der Schweiz in einem «Hexenprozeß» das Geständnis durch die Folter erpreßt; — heute sucht man den Angeklagten aus seinen innern und äußern Werdebedingungen heraus zu erfassen; man gewährt in weitgehendem Maße den bedingten Straferlaß.

Vor ungefähr 70 Jahren hatte man in den Fabriken noch die *84-Stundenwoche;* heute sind die Ziffern umgestellt, es heißt 48, und auch diese Zahl wird einer kleinern weichen müssen. Kinder können in den Fabriken nicht mehr ausgebeutet werden.

Der einfache Arbeiter wohnt heute im *Genossenschaftshause* unvergleichlich gesünder und behaglicher als zu seiner Zeit der adelige Ritter in den kalten Räumen seiner herrischen Burg.

Der noch vor 150 Jahren geknechtete, rechtlose, verachtete *Bauer* ist zum freien Manne und angesehenen Staatsbürger geworden.

Auch die *Frau* befindet sich auf dem Wege der Befreiung. Alle Berufe stehen ihr offen; in vielen Ländern ist sie sogar schon zur staatsbürgerlichen Gleichberechtigung mit dem Manne aufgestiegen.

Desgleichen ist es mit der *persönlichen* und der *geistigen Freiheit* vorwärtsgegangen. Vor 120 Jahren war die Stadt Zürich noch von Mauern umgeben. Bevor an den Sonntagen der Gottesdienst zu Ende war, durfte niemand, weder Einheimischer noch Fremder, die Stadt verlassen. Und abends mußte man im Sommer um 9 Uhr, im Winter um 8 Uhr wieder drinnen sein, sonst wurde man nicht mehr eingelassen oder man lief Gefahr, auf die Liste der Liederlichen zu kommen.

Und denken wir endlich auch daran, daß wir, wenn es nicht einen gewaltigen Ruck vorwärtsgegangen wäre, bei dem der Kirche die *Krone der Allmächtigkeit* vom Kopfe fiel, jetzt nicht *als Freidenker* inmitten des christlichen Kulturkreises und inmitten eines christlichen Staates beisammen säßen, um im Gegensatz zum christlichen Weihnachtsmythos Sonnenwende zu feiern. Die *Glaubens- und Gewissensfreiheit*, die das 19. Jahrhundert errungen hat, steht doch nicht bloß auf dem Papier.

Aber es ist eben so, daß der Mensch das, was er besitzt, oft gering achtet, besonders wenn er's nicht selber erringen mußte, wenn's ihm als Erbgut in den Schoß fiel.

Wenn anfangs Februar die Tage wieder merklich länger werden, so nehmen wir das als eine selbstverständliche Tatsache hin. Unser Blick ist aber schon auf die kommende schönere Zeit, auf den Frühling, gerichtet. An das vergangene Werden, an die Sonnenwende, der wir den längern und helleren Tag zu verdanken haben, denken wir kaum zurück.

Und also verhalten wir uns auch zu den Wandlungen im *Menschheitsleben:* Das Seiende ist uns das Gewöhnliche. Es genügt uns nicht, weil uns das Bessere vorschwebt. Darüber aber, daß das Seiende eine *Errungenschaft früheren Ringens und Kämpfens* ist, das Zeichen des Siegs, machen wir uns keine Gedanken, keine über die Vorkämpfer des Gewordenen und Seienden. Und doch sind sie es, die Anfänger und die Anfänge, als die Keime des Gegenwärtigen, die wir als Sonnenwende zu betrachten haben. Das gewordene selber ist Frühling oder Sommer, reifende oder reife Frucht.

Auch heute vollziehen sich im Kulturleben Umwandlungen, oder es bereiten sich solche vor; denn es gibt auch heute Menschen, die im stillen über das Seiende hinaus zum Bessern streben, so gut wie in frühern Zeiten. Auf allen Gebieten des menschlichen Seins wird gedacht, geforscht, versucht, gestrebt zur Erzielung einer schönern, glücklicheren Lebensgestaltung und eines edleren, wertvolleren Lebensinhaltes.

Die Träger neuer Ideen und eines neuen Willens werden von ihrer Zeit oft verkannt, übersehen, gering geachtet oder gar verfolgt. Aber auf sie ist das Zarathustrawort gestimmt: «Nicht um die Erfinder von neuem Lärme: um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt; unhörbar dreht sie sich.»

Ja, sind wir Freidenker nicht selber auch daran, mitzuwirken an der Schaffung eines geistig und ethisch wertvolleren und in sozialer Hinsicht gerechteren Menschendaseins? Dürften wir uns Freidenker nennen, wenn wir nicht Wegbereiter, Vorkämpfer sein wollten? wenn wir nicht säen wollten für die Ernte späterer Geschlechter? Wären wir Freidenker, wenn unser Denken und Wollen am Bisherigen, Allgemeinen, Gebotenen und Befohlenen haften bliebe und nicht nach neuen Erkenntnissen und Zielen drängte? wenn wir nicht *Arbeiter* sein wollten *an dem sich stets verändernden Bau der menschlichen Gesellschaft*, um ihn weiter, heller, froher zu gestalten, jeder an seiner Stelle und mit der ihm zugemessenen Kraft?

Wohl ist der einzelne als solcher schwach und unbedeutend. Aber als Teil des Menschheitsganzen ist er doch lebendig wirkendes Organ; er ist Zelle im Körper, er ist einer der Tropfen, die in ihrer Gesamtheit den Strom ausmachen; er ist im Menschheitsbau ein Steinchen, von dem es nicht gleichgültig ist, ob es wetterhart sei oder leicht zerbröckle.

Wir wissen, daß geistige Prozesse, Kulturumwandlungen überhaupt langsam vor sich gehen. Wir lassen uns aber nicht irre machen durch die Stürme und Wetter, die durch unsere Gegenwart brausen und nicht durch die scheinbare Erfolglosigkeit unserer Bestrebungen. Auch für die geistigen, sittlichen und sozialen Wandlungen im Menschheitsleben gilt das Dichterwort «Und dräut der Winter noch so sehr mit trotzigen Gebärden, und streut er Eis und Schnee umher, es muß doch Frühling werden.»

---

das große Auftreten der Kirche kann uns nicht über die Tatsache hinwegtäuschen. Je größer die Angst, um so lauter wird gepoltert und geprotzt. P.

Nach dem Requiem!

Im Kulturspiegel weiß die «National-Zeitung», Nr. 534, vom 17./18. November, folgendes zu berichten:

«Auf der letzten Seite des ‚Katholischen Pfarrblatts für Duggingen' vom 21. Oktober stehen nach der ‚Gottesdienstordnung' noch die ‚pfarramtlichen Mitteilungen'. Da wird unter 2. auf die Priesterkonferenz des Priesterkapitels Laufenthal hingewiesen und das Programm bekanntgegeben. Nach dem Requiem ‚findet im Pfarrhaus die Konferenz statt mit nachfolgendem Mittagessen. Und nun eine kleine Bitte. — Wer in der Lage ist, Fleischmärkli abzugeben, dem möchte ich mich empfohlen haben. Oder vielleicht hatte vor kurzem jemand das Glück, ein Schwein zu schlachten. — Da kommt mir gerade ein Sprüchlein in den Sinn, das ich irgendwo an einer Pfarrinstallation gehört habe.

Und schlachtet man im Dorf ein Schwein,
O lieber Gott, es lenke,
Daß man mit einem — Hinterbein
Auch an den Pfarrer denke.'

Es ist anzunehmen, der liebe Gott habe es auch diesmal gelenkt, daß man mit einem Hinterbein an den Pfarrer gedacht habe, und das Verslein erinnert an jene Dorfgeschichte aus alten Zeiten, wo der Herr Lehrer den Schülern mitteilt, daß morgen die Historie vom Columbus durchgenommen werde und jedes Kind daher zwei Eier mitzubringen habe. Wer keine Eier hat, kann auch Butter mitbringen. — Aber die Sache gleich ins Pfarrblatt zu drucken, geht doch wohl ein bißchen weit!»

Diese Zuversicht, diesen Zukunftsglauben, diesen Menschenglauben müssen wir als Menschen von gutem Willen und als Kämpfer für eine geistig aufgehellte Zukunft in uns hüten und pflegen als die Flamme, die uns als Kraft durchglüht und uns antreibt, allen Widerständen zum Trotz im Sinne unserer Ueberzeugung zu leben und zu wirken. Wir dürfen nicht auf eine Sonnenwende im Kulturleben *warten*, wir müssen sie *herbeiführen*, wir müssen sie *selber sein wollen!*

Dieser Aufgabe und dieses Willens wieder einmal so recht klar bewußt zu werden, sei der Sinn unserer heutigen Feier. — Und in diesem Sinne reichen wir einander und allen wohlgesinnten freien Denkern der Gegenwart und der Vergangenheit im Geiste die gelobende Bruderhand.

Symmetrie

Mein linker Arm und mein rechter Arm stehen zueinander im symmetrischen Verhältnis; sie sind formgleich, können aber nicht zur Deckung gebracht werden. Sodaß letztlich die Symmetrie unter die merkwürdige Formel fällt: «gleich, aber verschieden». — Bei *politischen* Symmetrien kann man stets die Beobachtung machen, daß — je nachdem — einmal die Gleichheit und ein andermal die Verschiedenheit von symmetrischen Erscheinungen betont und unterstrichen wird. Je nachdem. Den einen interessiert die Verschiedenheit von Nationalsozialismus und Papismus, dem andern sagt noch mehr deren Gleichheit.

Die «christliche Schweiz» ist zu Unrecht optimistisch. Erstens sieht die allgemeine Schweiz nachgerade ein, daß ein Motta-Denkmal nicht aktuell ist, und zweitens setzt sich nun, nachdem das moralische Siegesgeheul im «Vaterland» beim Untergang des Konkordatspartners ausgetobt hat, die nüchterne Erkenntnis durch von der doch eigentlich frappanten Parallelität zwischen dem Papsttum Hitlers und einem andern Papsttum. Uebrigens erführe man gerne einiges über die Rolle des damaligen Kardinal-Nuntius *Pacelli* (heute Pius XII.) bei der Installierung Hitlers durch jene Industriehäuptlinge des katholischen Rheinlandes, deren Namen heute der Welt auf «Kriegsverbrecherlisten» mitgeteilt werden. Später ist Pacelli dann Demokrat geworden und hat zu Weihnacht die Parole »Demokratie» lanciert, — sodaß man jetzt mit päpstlicher Duldung Schweizerbürger sein darf.

Hitler wäre als Retter des kapitalistisch-christlichen Europa schon recht gewesen, nur das *Papsttum* Hitlers bedeutete unerwünschte Konkurrenz. Unter denen, die durch das Papsttum Hitlers in Verlegenheit kamen, ragen die *österreichischen* Katholiken besonders hervor. Ja, diese katholischen Oesterreicher haben es in sich. Sie sind nicht erst von heute, sie haben punkto Konkurrenzierung des römischen Papsttums durch ein hauseigen hitlerähnliches Papsttum ihre landesgeschichtlichen Erfahrungen zur Hand — — — Es wird ja doch wohl erlaubt sein, den österreichischen Katholiken Adolf Hitler ein wenig in Beziehung zu sehen mit dem berühmten österreichischen

Josephinismus.

Mit dem Josephinismus verhält es sich folgendermaßen: Es gab einmal in der österreichischen Hausmonarchie einen Kaiser, Joseph II., der dem Adolf Hitlerschen Grundsatze huldigte: «Cuius regio, eius religio» (dem Sinne nach verdeutscht: der absolute Monarch befiehlt die Weltanschauung seiner Untertanen). Joseph II. war der Sohn und Nachfolger der großen Kaiserin Maria Theresia, die den Preußenkönig Friedrich den Großen heiß gehaßt und sich mit ihm um Schlesien gebalgt hatte, wie sich noch heutzutage die Großen um große Sachen balgen. Der Staat der Maria Theresia war gleichsam das Muster eines katholischen «Ständestaates», wo die verschiedenen gesellschaftlichen Machtgruppen (heute sagt man Berufsstände) sich gegenseitig weismachen, am besonderen Egoismus jeder einzelnen Gruppe lasse sich am zweckmäßigsten das Gesamtwohl ermessen, besonders wenn der Standesegoismus sich geschickt in die staatliche Gesetzgebungs- und Regierungskunst einzunisten versteht. Das einzige Universale im Staate der Maria Theresia war die unerschütterlich für die Ewigkeit bestimmte römische Religionsmacht. Zwar hatte der Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 den Jesuitenorden aufgehoben, worauf auch Maria Theresia den Orden in Oesterreich verbot, unter dem Drucke des besseren Europa, weil es die Soldaten Jesu in Frankreich und anderswo in Sachen Königsmord und Handelstüchtigkeit etwas gar zu bunt getrieben hatten. Doch war mit dem Verbot der Jesuiten durch den Papst am römischen Tempel höchstens eine kleine Giebelverzierung zerbrochen. Im Jahre 1814 wurde dann die Giebelverzierung wieder ausgebessert, d. h. der Orden der Jesuiten wurde vom Papste (und in Luzern) wieder benötigt.

Als Maria Theresia 1780 starb, begann ihr Sohn und Nachfolger die «josephinische Revolution». In den 10 Jahren seiner Regentschaft unternahm er als Herrscher etwas Aehnliches wie sein Landsmann Adolf Hitler in der kurzen Probezeit seines tausendjährigen Reiches. Der junge Joseph II. hatte mit zunehmendem Zorn zugesehen, wie seine Mutter der kirchlich aristokratischen Cliquenwirtschaft ausgeliefert war, wie sie an den konservativen Grundsätzen festhielt und jede vernünftige Reform ablehnte. Der Revolutionär Joseph II. war überzeugt, vom «Fanatismus für das Wohl des Staates» gejagt zu sein, als er nun eigenmächtig in raschem Zuge zur Umgestaltung des gesamtösterreichischen Lebens schritt, wobei er sich aufgeklärt von seinen eigensten philosophischen Ideen leiten ließ — mit dem Ehrgeiz, sein Vorbild, Friedrich den Großen, als «ersten Diener des Staates» noch zu übertreffen. Waren seine Ziele ideal, so waren die Mittel ihrer Durchführung despotisch, brutal, «totalitär». Von der klaren Einsicht geleitet, daß die Herrschaft des römischen Stuhls und der katholischen Hierarchie beseitigt werden müsse, wenn die österreichische Verwaltung auf das Niveau eines modernen Staates erhoben werden sollte, begann er entschlossen alle Bande zu lösen, welche österreichische Untertanen von der päpstlichen Gewalt abhängig machten. Er ergoß eine Flut von Gesetzen und Verordnungen, welche meistens jeder verfassungsmäßigen Grundlage entbehrten, über die ungleichartigen Völker und Staaten der alten habsburgischen Hausmacht; sein Staat sollte ein uhrwerkartig geregelter Organismus mit deutscher Amtssprache werden. Er war der Meinung, in allem selbst handeln und entscheiden zu sollen. Zur Abstellung der Volksverdummung schaffte er zunächst die Zensur ab. Er unterwarf die Kirche dem Staate, stellte den Klerus unter Staatsaufsicht. Er hob 700 Klöster auf, wodurch die Zahl der Ordensleute um 36 000 vermindert wurde. Das Vermögen der Klöster zog er ein und stiftete einen Fonds für Bildungszwecke. Er griff selbst in die inneren Angelegenheiten der Kirche und des Gottesdienstes ein, erließ «Andachtsordnungen», Gesetze gegen den «kirchlichen Flitterstaat», gesetzliche Vorschriften über Prozessionen, Wallfahrten, Ablässe, Beerdigungswesen. Dabei behielt Joseph dennoch sehr bestimmt den Begriff der Staatskirche als einer katholischen aufrecht. Weil ihm die Einheit und Gleichheit als die wesentliche Grundlage des Staatslebens erschienen, war sein Verhältnis zu